Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 36 (1932-1933)
Heft: 8

Artikel: Jonas Truttmann. Neuntes Kapitel
Autor: Zahn, Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-666432

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Am häuslichen Herd.

XXXVI. Jahrgang | Zürich, 15. Januar 1933 | Heft 8

Eisblumen.

Das unfruchtbare Eis, kalt, panzerglatt,
Verhärtet Leben, das dem Tode dient,
Der sich, der Farblose, mit ihm umschient —
Das Eis, das keine Seele hat,
Das unbewegte, allen Lebens Bann:

Das starre Eis selbst ist nicht tot.
In ihm auch wirkt gestaltendes Gebot,
Der Schönheit Triebkraft ward auch ihm:
Es setzt geheimnisvolle Blüten an,
Und Schwingenrispen, wie dem Seraphim
Gefiederüppig sie aus Schulternrund,
Gekraust, geschwungen, tausendförmig und
In tausend Formen eine Form entsprießen,
Siehst du im Eis nach innerstem Gesetz
Ein wunderbares Bild zusammenschießen.
Die ärmste Scherbe trägt ein Wundernetz,
Und alles gleist von Wundersilberfliesen.

Sieh, Mensch, mit Andacht diesem Wunder zu
Und glaub ans Leben! Überall sind Triebe.
Es ist kein Wahn: Im Tode selbst ist Liebe,
Und neues Werden und bewegte Ruh.

Otto Julius Bierbaum.

Jonas Truttmann.

Roman von Ernst Zahn. (Fortsetzung.)

Neuntes Kapitel.

Es ging alles sang- und klanglos vorüber, fast wie die Geschäfte des Alltags. Am Totenbett standen, von der Magd herbeigeholt, der Arzt und der Pfarrer, Geni und Serafina. Jene beiden taten, was ihres Amtes war. Diese beiden sprachen ihre Gebete und schielten manchmal nach der Toten. Die Tochter weinte sogar ein Gesätzlein. Dann besprachen die Geschwister den Verlauf des Sterbens und die Notwendigkeit des Begräbnisses.

Die Gräbt fand statt und entsprach in ihrem Aufwand an schicklicher, für die Außenwelt bestimmter Trauer und an Kränzen der Hablichkeit der Verstorbenen. Als die Trauerleute beim Leichenmahl beisammen saßen, meinte die Serafina, man müsse den Tod der Mutter doch auch dem Wisi zu wissen tun, und sie setzte sich nachher hin und schrieb ihm zum zweitenmal eine Karte. Aber nachdem sie noch das Teilen besprochen und Jonas beauftragt worden war, mit einem Advokaten alles wegen des Amerikabruders zu ordnen, kehrte Serafina in ihr Dorf zurück.

Der Tisch im Seeguthaus bekam ein anderes Aussehen. Zu Häupten, mit dem Rücken gegen das Fenster, wo noch bis in die allerletzten Tage die Truttmannin gesessen, hatte jetzt Jonas seinen Platz, Jonas, trotzdem er der jüngere der beiden Brüder war. Es hatte sich fast von selber gemacht. Franziska hatte das Gedeck so aufgelegt, daß jemand dort Platz neh-

men mußte. Geni war zuerst in die Stube getreten, hatte seinen gewohnten Platz eingenommen und wissentlich oder nicht den Kopfsitz freigelassen. Als nun Jonas, der noch mit einem Kunden unten vor dem Hause um Kartoffeln gehandelt hatte, hereinhinkte, saßen auch Knecht und Magd schon da, und der Kopfteller hatte allein noch keinen Regenten. Jonas beachtete es, hob einen Augenblick den Kopf, als wolle er etwas sagen, dann ließ er sich am Platz der Mutter nieder und rückte damit in die Würde des Hausherrn ein. In die Hausherrnwürde! Es war nicht zu leugnen und nicht ganz Zufall, daß es so gekommen; denn schon bei dieser ersten Mahlzeit zeigte sich, daß er das Recht hatte und daß es ihm seitens der anderen auch zuerkannt wurde. Der blonde Geni war bequem. Es paßte ihm, daß der Bruder das Denken, Rechnen und Verhandeln in Haushalt und Gewerb wie bisher weiterführte. Nicht daß er selbst denkfaul gewesen wäre, allein es gab für ihn viel wichtigere Dinge als Haushaltssorgen.

Die erste gemeinsame Waisenmahlzeit der Brüder war ein Spiegelbild ihres künftigen Zusammenlebens.

„Komm, Gigampfer,"* grüßte Geni den Jonas, „wir wollen es lieber gleich von Anfang an einführen, daß nicht immer einer nachgehunken kommt, wenn es zur Schüssel geht."

Den Spottnamen „Gigampfer" erfand er, weil Jonas beim Gehen wie eine Schaukel auf und nieder wippte.

Jonas achtete scheinbar nicht auf den Spott. Er sagte, während er den Löffel nahm: „Ich habe zehn Zentner Kartoffeln verkauft. Der Kreuzwirt von Wassern ist ein guter Zahler."

„Welcher Preis?" fragte Geni, der die Ellbogen breit in den Tisch gelegt dasaß.

Jonas nannte eine Zahl.

Geni hob die schönfröhlichen Augen. „Du verstehst es," lobte er.

Kaspar, der Kahlkopf, grinste. „Wenn der Jonas auf dem Markt mit den Juden handelt," sagte er, in sich hineinkichernd, „das ist schon zum Schießen."

„Die einen reden mit den Händen, der andere mit dem Bein," witzelte Geni.

Jonas machte schmale Lippen. Es war ihm mit der Zeit ein merkwürdiger Zug an den beiden Mundwinkeln erwachsen, halb Hohn, halb Bitternis. Doch fragte er Geni ruhig: „Was denkst du im Schanzacker unten anzusäen?"

„Weizen oder Roggen," gab dieser in einem Ton Bescheid, daß man wissen sollte, er werde dann schon entscheiden, welcher von beiden besser sei.

Der Knecht meinte, Roggen sei vorzuziehen.

Franziska erzählte, wie gute Erfahrungen man bei ihr daheim mit Roggen gemacht.

Und zwischen das Essen hinein streuten alle vier abwechselnd weiter ihre Bemerkungen über Dinge, die die Wirtschaft betrafen.

Vier verschiedenere Menschen waren kaum zu finden, der große, heitere Geni, dem das Lachen immer durchs Gesicht zuckte, der kleine Dickkopf von Kaspar, der mit seinen vierzig Jahren unter dem Joch der Landarbeit schon fast ein alter Mann geworden, und dieser Fleischklotz von Franziska, deren rotes Gesicht über dem ausgiebigen Futtern erst recht ins Glänzen und Glühen kam, über ihnen aber Jonas mit den Zügen, die in ihrer Weiße fast etwas Schmerzhaftes hatten.

Jonas ließ den Blick von einem zum anderen gehen, nicht freundlich, eher hüterisch, mißtrauisch.

Das fühlten die anderen. Und in der Willigkeit, mit der sie ihn heute gleichsam an die erste Stelle im Hause setzten, war auch etwas Unbehagen, etwas wie ein Verdacht: Wessen werden wir uns von dir zu versehn haben? Nur die Franziska, der die Mannstollheit ihrer Jahre in den Gliedern lag, die aber von dem verwöhnten Mädchennarren Geni zu allem vornherein sich nichts versprechen konnte, hatte im Herzen eine weiche Stelle, an die sie heute Jonas Rechte gab.

Die Mahlzeit nahm ihren Verlauf.

Als Knecht und Magd hinausgegangen waren und auch Geni sich entfernen wollte, sprach Jonas diesen noch einmal an: „Da ist der Teilungsplan," sagte er, indem er ein von ihm beschriebenes langes Papier auseinanderfaltete.

Er hatte lange über dieser Aufstellung des Vermögens der Mutter gesessen. Die Serafina, die schon am Begräbnistage vom Erben gesprochen, hatte, ebenso wie der unbekümmerte Geni, ihm, dem Schreibkundigen der Familie, diese Aufgabe überbunden. Nun fuhr er mit dem Zeigefinger ins Blatt, während Geni las: „Hier", sagte er, auf Postenzahlen weisend, „Geld und Wertschriften für die Schwester, hier Sparkassenguthaben für den Wisi. Du und ich

* Schaukler.

müssen das Land und Haus ziehen und den anderen noch zinsen davon."

„Es wird schon recht sein," meinte Geni leichthin.

„Recht schon, aber leicht nicht," erwiderte Jonas. Er sah dabei Geni so gerade und scharf ins Gesicht, daß der aufmerksam wurde.

Als er nicht zu verstehen schien, erklärte Jonas: „Die Zinsen werden wir herausschlagen, auch noch etwas darüber, aber wir zwei werden zusammengespannt sein und nicht auseinander können."

Bei Geni gewann die Spottlust gleich wieder die Oberhand. „Ich lasse dich hinken, wie du willst. Laß du mich laufen," sagte er.

„Vielleicht mußt du manchmal laufen, wie ich hinke," erwiderte Jonas mit merkwürdiger Schärfe.

Geni stutzte ein wenig. Dann lachte er wieder gutmütig.

„Ich will es zu etwas bringen," fuhr Jonas mit einem spitzen, knappen Klang in der Stimme fort.

Geni zündete sich eine lange Strohzigarre an. Er hörte nicht mehr recht hin. Aber er verstand noch, ehe er die Stube verließ, daß Jonas sagte, er wolle nun auch Serafina den Plan vorlegen.

Von diesem Tag an begann die gemeinsame Arbeit der zwei Brüder am Gedeihen der Seegutwirtschaft. Es ging gut. Denn wo Geni mit seinen tüchtigen Armen angriff, wurde etwas geleistet, und wo Jonas vorgesorgt, berechnet, gehandelt hatte, war es zum Vorteil des gemeinsamen Besitzes.

Die Serafina war mit dem Erbteilungsvorschlag zufrieden.

Die Zeit verging ereignislos, wenn man nicht etwa den Umzug Jonas in die elterliche Schlafstube als ein Ereignis ansprechen wollte.

„Wir können mehr zusammenrücken," schlug Jonas dem Bruder eines Tages vor. „Die Franziska braucht dann nicht immer im Hause auf und ab zu steigen." Und er riet, daß sie aus ihren oberen Schlafstuben in die beiden umsiedelten, die sich neben der Wohnstube befanden.

„Du kannst in der Mutter ihre Stube ziehen," empfahl er Geni.

Der aber wollte davon nichts wissen. „Damit du genau weißt, wenn ich abends heimkomme, nicht wahr?" fragte er.

„An das habe ich nicht gedacht", erwiderte Jonas, „aber daran, daß du als Älterer die erste Wahl hast."

„Ich lege mich in die Flurstube," erklärte Geni.

Das blieb abgemacht. Der Eingang zur Flurstube befand sich dicht neben der Haustüre; Geni hatte also eine Beaufsichtigung nicht mehr zu fürchten.

Jonas holte seine Siebensachen aus dem Oberstock in die Elternstube herunter und legte sich an diesem Abend in das Bett des Vaters. Er lag auf dem Rücken und ließ sich den vergangenen Tag durch den Sinn gehen, wie er gern tat. Und nicht nur den vergangenen Tag. Es war vielleicht das erstemal seit der Mutter Tod, daß er zum Nachdenken Muße hatte. Er sah ins Nebenbett hinüber, auf dem hochgeschichtet die geblümte Federdecke lag. Da hatte sie gelegen, dachte er, und gelitten. Herrgott, wie sie gelitten hatte, die Mutter, und die Schmerzen verbissen! Sie fehlte ihm jetzt, obgleich er nie zu ihren Lebzeiten ein Bedürfnis nach ihrer Anwesenheit gehabt. Das war wohl, weil er überhaupt keine Menschen zu verlieren hatte. Das Bethli — — Haha! Wenn er es überhaupt je besessen hatte und dem Mädchen nicht nur eine unterhaltsame Merkwürdigkeit gewesen war! — Hm, keine Menschen zu verlieren! Eigentlich sollten sie Geschwister jetzt zusammenrücken, müßte er auch für den Geni etwas übrig haben und manchmal zur Serafina gehen, auch dem Alois einmal schreiben. Hm, wenn er dazu auch nur die geringste Lust gehabt hätte! Aber was waren sie ihm, was er ihnen! Und — — und sie waren doch schuld — das war nicht aus der Welt zu kratzen — schuld, daß er ein elender Krüppel war. Das leise Bedauern über die Mutter erhob die feine, kaum hörbare Stimme. Sein Groll verstummte ein wenig. Auch an die Magd dachte er einen Augenblick. Sie war ein schaffiges Weibsbild, treu wie ein Hund, wie ihm schien. Schaffig? überlegte er weiter. Das waren die anderen am Ende auch, der Kaspar-Knecht und der Geni. Und mit ihnen war etwas auszurichten!

Nach einer Weile erinnerte er sich mit Befriedigung einer Rolle Goldstücke, die er gestern nach der Heimkehr vom Viehmarkt in den Sekretär verschlossen hatte. Sie kamen vorwärts, er und Geni, das war kein Zweifel. Und je mehr sie sich erwarben, um so freier wurden sie, wurde er von dem Gesindel ringsum, dem Menschengesindel.

Nun sprangen seine Gedanken hinaus unter das größere Menschenvolk. Er vergegenwärtigte sich die letzte Marktszene. Er hatte da gehört, wie zwei Juden einander angestoßen und, auf ihn zeigend, geflüstert hatten: „Das ist der lahme Truttmann, der Fuchs. Mit dem ist bös handeln, der zieht einem das Fell über die Ohren.“ Der lahme Truttmann! Das war es eben. Beim ersten Anblick nahmen ihn alle Leute nur als halb, meinten alle, sein Verstand müsse so brüchig sein wie sein Körper, und er mußte sozusagen fortwährend um sein Ansehen kämpfen, ihnen erst zeigen, daß er nicht auch ein geistiger Scherben war. Er hörte die grausamen Kinder, wie sie hinter ihm herspotteten: Seht dem sein Gangwerk! Seht den Lahrer hinkenden Boten! Er sah die Weiber, wie sie ihren Spaß an ihm hatten, an ihm, der — es ging ihm seit einiger Zeit seltsam, wenn er ein Mädchen sah — ein Verlangen hatte, einmal ein gutes Wort von einer zu hören, einmal einen Blick zu erhaschen, in dem etwas anderes als Schadenfreude oder Spott war.

Zorn schoß ihm in die Stirn, so heiß, daß er die Decke hinunterschieben und den Kopf freier recken mußte. Wie oft hätte er auf der Straße Steine aufheben und nach der Gassenjugend werfen mögen! Wie manchmal trieb es ihn, den jungen Weibern die Zunge zu zeigen oder einen Tort anzutun! Wie gelüstete ihn, dem Juden, der das Wort vom lahmen Hunde gebraucht, zu verschweigen, daß die Kuh, die er ihm verhandelt, einen geheimen Fehler hatte, und ihm so Schaden zu tun! Sonderbare Rachegelüste brannten in seinem Innern. Sie stammten aus seiner Kinderzeit, von jenem Tag, da er gestürzt, dem anderen, da sie ihn in seinen Schmerzen hatten liegen lassen, dem dritten, da Bethli ihm fremd geworden war. Bitter, schmerzlich quollen sie in ihm auf. Und wie zur Befreiung löste abermals der Gedanke an die Geldrolle sie ab, und daß Geld über die Menschen hinaushalf. — —

Allmählich wurde ihm der Kopf müde vom Grübeln. Im Einschlafen wanderten seine Augen noch einmal durch das große Zimmer, das Vater und Mutter gehört hatte. Da war er jetzt Meister, dachte er. Es gab ihm Befriedigung, wie vorher der Gedanke an die Geldrolle. Dann überwältigte ihn die Müdigkeit.

Einige Tage später reiste Geni wieder einmal in den Militärdienst. Sein Plan, Offizier zu werden, sollte jetzt Verwirklichung finden. Jetzt, da er niemand als den Jonas allenfalls zu fragen brauchte. Er bedurfte zu der Laufbahn, die ganz wohl neben der des Landwirts einhergehen konnte, nichts als ein bißchen viel Zeit und — Batzen.

Jonas, der seine Liebhaberei seit langem kannte, war nicht eben erstaunt gewesen, als er ihm davon gesprochen. „Wenn es sein muß“, sprach er, „mir kann es gleich sein. Die Tagelöhner, die deine Arbeit tun müssen, gehen auf deine Rechnung.“

Geni war einverstanden. Er war kein Rechner; er wußte, daß Geld da war; das seine zu verbrauchen, sollte ihm niemand wehren. Inzwischen ließ er ja das Gut in guter Obhut.

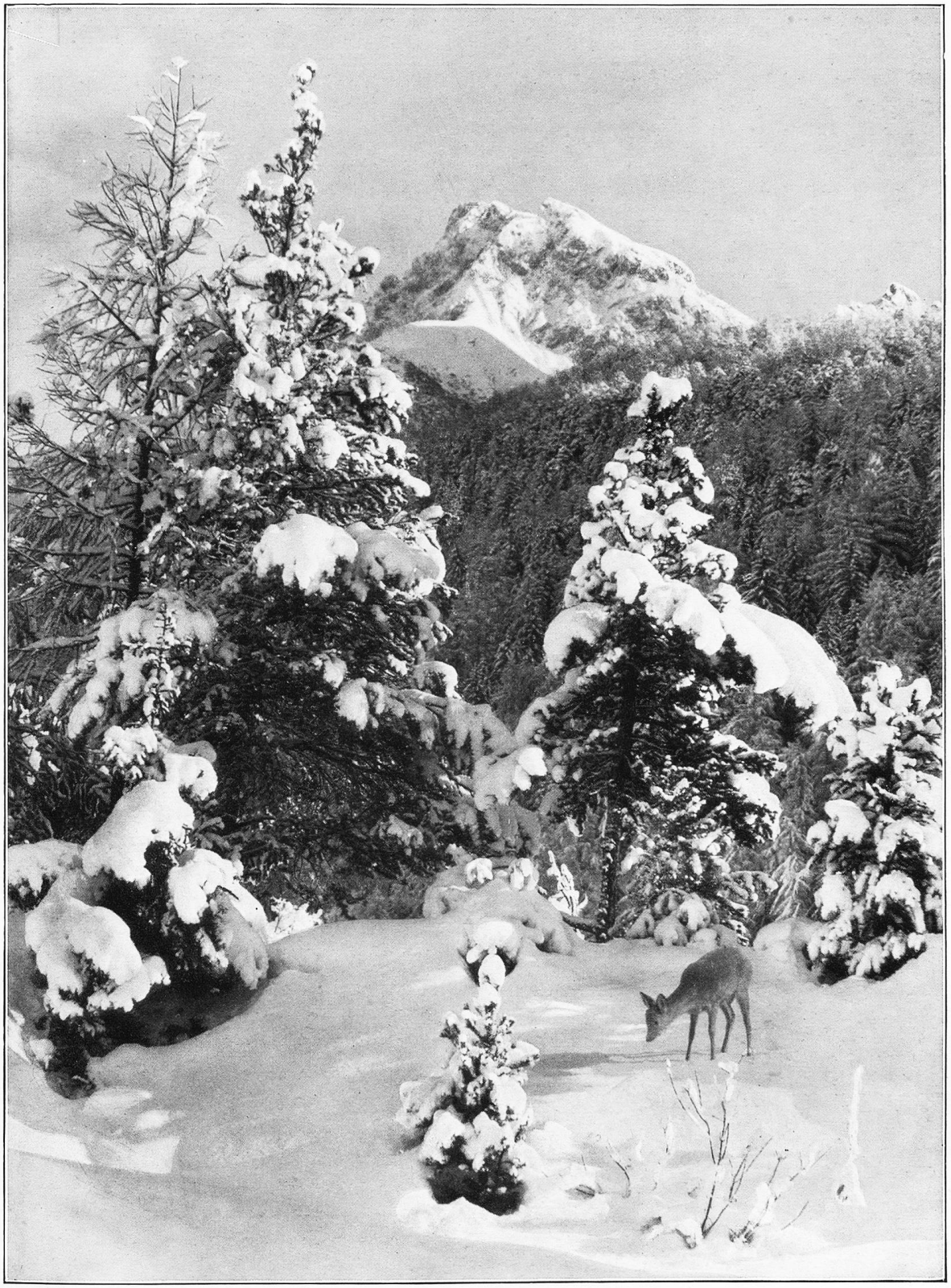
„Das wird schon ein Staatsleutnant,“ sprach die Magd Franziska in Jonas Rücken, als Geni sich eben verabschiedet hatte. Sie hatte weite, glänzende Augen dabei, die mannsgierig aus dem roten Gesicht glommen.

Jonas antwortete nicht. Er wußte, daß sie recht hatte. Es legte ihm einen bitteren Geschmack auf die Zunge.

Als er aber wortlos an Franziska vorbei nach der Stube humpelte, schien der ihr Wort leid zu sein. Sie hatte einen feinen Spürsinn für alles, was in ihm vorging, und sie folgte ihm und sagte, es fehle ihm da ein Knopf am Rock, den sie ihm unbedingt annähen müsse. Sie besorgte das auch mit einer breiten, mütterlichen Zutunlichkeit, eifrig bestrebt, ihm zu zeigen, daß er mindestens so viel wert sei als der künftige Leutnant.

Eine Woche nach Genis Wegfahrt war in der Nacht ein heftiger Sturm, der eines der Dachkamine umwarf. Jonas hörte das Gepolter, mit dem die Ziegel auf den Vorplatz hinunterkollerten. Am Morgen sandte er den Knecht zu Josef Pinelli, dem Maurer und Schindler, der in einem benachbarten Dorfe wohnte, in der ganzen Gegend bekannt war und immer gerufen wurde, wenn an irgendeinem Bauernhaus etwas herumzudoktern war.

Pinelli war ein fleißiger und ungemein anstelliger Mensch von einigen vierzig Jahren, der nur das Sparen nicht verstand und jeden Montag unfehlbar blau machte, weil er aus jedem Sonntag einen Rausch herübertrug. Diesen Rausch machte er nicht etwa wie andere mit Radau und öffentlichem Unfug ab, sondern er besaß eine eigentümliche Gabe, ihn sich an eben



Winterlandschaft im Engadin. Phot. J. Feuerstein, Schuls-Tarasp.

dem Sonntag ganz still in irgendeiner kleinen, verborgenen Kneipe anzutrinken. Am Montag setzte er seine Liederlichkeit nicht fort, sondern legte sich diesen ganzen Tag aufs Ohr, im Winter daheim in seinem öden, zerfallenen Hause, im Sommer in irgendeinem Wald- oder Wiesenbett. Es war auch ein starker Beweis für die Tüchtigkeit seiner Arbeit, daß er sich trotz seines Säufertums die Achtung seiner Kundschaft nie verscherzt hatte. Man wußte in der ganzen Umgebung, daß Sonntags und Montags mit dem Tschusepp nichts anzufangen war, und holte ihn daher nur an den übrigen Wochentagen.

Dieser Schindler, Maurer und Sonderling erschien bei Jonas Truttmann, stieg aufs Dach, besah sich den Schaden und berichtete dem jungen Bauern über seinen Befund.

„Das Kamin muß neu erstellt werden", erklärte er, „aber das Dach hat eine Ausbesserung nicht minder nötig, und wenn wir einmal zu flicken anfangen, so wird es auch Zeit sein, die Hausschindeln zu ersetzen. Eure Mutter hat ja nie etwas machen lassen."

„Damit wollt Ihr Euch also gleich ein halbes Jahr bei uns einnisten," entgegnete Jonas. Aber er fragte dann doch nach den Kosten.

Pinelli nahm einige Maße, zog Notizbuch und Bleistift hervor und begann zu rechnen. Er hatte ein blaurotes, weingedunsenes Gesicht, kurzes, schwarzgraues Haar, einen gleichfarbigen Bart und kleine, listige Äuglein, die hell und feucht aus den kupfernen Zügen leuchteten. Bald nannte er seinen ungefähren Preis, und Jonas versprach, sich die Sache zu überlegen. Vorläufig, so beschied er den Tschusepp, möge er sich hinter das Kamin machen.

Pinelli begann am gleichen Nachmittag seine Aufgabe, baute sich ein kleines, mit Seilen befestigtes Gerüst und saß bald hämmernd und pflasternd am Dach.

Jonas arbeitete sich mühselig in die Luke hinauf, von der aus man auf den First hinaussteigen konnte, besichtigte und betastete die Schindeln, besah sich auch die Hauswände und fand, daß Pinelli recht habe. Dennoch hatte er noch einige Bedenken. Er war nun schon an gute und stete Einnahmen, an das Mehren seiner Mittel gewöhnt und unterbrach nicht gern diese Quellen.

Mit sich selbst noch uneinig, begab er sich am folgenden Tag abermals auf den Estrich, wo durch die Dachluke der blaue Himmel hereinschaute, und gedachte mit dem Maurermeister noch einmal zu unterhandeln. Er kam auf den hellen Boden hinaus und fand den Tschusepp auf einer umgekehrten Kiste sitzend beim zweiten Frühstück. Neben ihm stand ein Mädchen von etwa achtzehn Jahren in einem fadenscheinigen, aber sauberen Kleide, ein buntes Kopftuch, das sie abgenommen, in der Hand. Sie hatte neben sich den Korb gestellt, in dem sie dem Vater das Essen zugetragen.

Pinelli ließ seinen Arbeitgeber herumhumpeln.

Jonas, der von einer Tochter des Schindlers ebensowenig wußte wie von der Weise, wie das Mädchen auf seinen Estrich gekommen, wurde befangen, wie immer, wenn er seinen Schiefkörper vor ein fremdes Auge tragen mußte. Er sprach aber Pinelli an: „Meint Ihr wirklich, daß mit der Ausbesserung am Hause nicht gewartet werden kann?"

Der Tschusepp kaute und blinzelte mit seinen Äuglein. „Wenn es Euch nach ein paar Wochen hereinregnen soll, so könnt Ihr ja noch warten," sagte er trocken.

Jonas fühlte sich ungewöhnlich klein und auf den Mund geschlagen. Das Mädchen störte ihn, obwohl er bisher von ihrer Anwesenheit noch gar nicht Notiz genommen und noch nicht einmal ihr Gesicht gesehen hatte; denn sie drehte ihm noch immer verlegen den Rücken zu. Er nahm sich aber zusammen, kehrte gewaltsam den Herrn heraus und entschied: „Gut denn, ich übergebe Euch die Arbeit." Dann fragte er, wie lange diese etwa in Anspruch nehmen möchte.

„Zwei Monate," erwiderte der Tschusepp.

In diesem Augenblick drehte sich das Mädchen um. Vielleicht dachte es, daß es nun doch Bekanntschaft machen müsse, wo es zwei Monate lang aus und ein zu gehen habe.

Jonas begegnete ihren Augen. Eine dunkle Flamme schlug ihm übers weiße Gesicht. Es kam ihm etwas vor den Atem. Aber er tat nicht dergleichen. „Das ist lang genug," murmelte er, kümmerte sich auch ferner nicht um das Mädchen und hinkte gleich darauf hinweg.

„An dem ist nicht viel mehr ganz," sagte Pinelli zu seiner Tochter.

„Ein armer Mensch," meinte diese.

„Aber einer, der weiß, was er will," rühmte der Vater und machte sich an die Arbeit zurück. Er wußte, daß Jonas Truttmann bald nach dem Dache schauen und sich vergewissern werde, daß er nicht über Gebühr lange vespere. Er fand das auch ganz in Ordnung und hatte seine besondere Achtung für den Truttmann im Herzen.

Das Mädchen packte seinen Korb ein und machte sich auf den Heimweg. Es dachte, daß es den nun oft machen werde.

Als es an die Straße unten kam, sah es den Jonas Truttmann nach dem See hinabbiegen. Er hatte wohl etwas in dem Land unten zu tun! Es blickte ihm nach und empfand abermals Mitleid mit dem verkrüppelten Menschen, der nichts von seiner Jugend hatte. Er schaute einmal zurück und schien sie zu erkennen, aber er drehte sich sogleich ab und setzte seinen Weg fort.

Jonas schritt dem See zu. Seit einiger Zeit ruderte er manchmal mit dem alten Fischernauen hinaus. Der Fischerchristen, dem er gehört hatte, war gestorben. Er hatte das Fischereipatent und das alte Boot erworben. Man brauchte nicht viel Füße zu dem Gewerbe. Zwar war jetzt mitten am Werktag nicht die Zeit zum Fischen, aber es war ihm eingefallen, daß er am Abend vorher sein Taschenmesser im Nauen hatte liegen lassen. Das ging er holen. Mitten am Tag. Mitten aus der Arbeit fort, wie ein aus dem Gleis Geworfener. Er hatte vorher auf dem Estrich etwas Sonderbares erlebt. Es war, wie wenn man in ein Licht schaut und nachher eine ganze Weile wie blind ist. Nur daß ihm diese Benommenheit nicht in den Augen, sondern ganz allgemein in den Sinnen lag. Es trieb ihn von seiner Pflicht fort, daß er die Stille suchen mußte. Weil er aber das sich nicht gestattet haben würde, erfand er in sich selbst unwillkürlich die Ausrede, er müsse nach seinem Messer sehen. Unterwegs hatte er sich umgesehen. Die Essenträgerin, die Tochter des Pinelli, mußte wohl gleich kommen. Richtig, da war sie! Aber — sie sollte nicht etwa denken, daß er auf sie gewartet habe. Er schüttelte mit Gewalt den Eindruck ab, der auf ihm lastete. Er schritt weiter, den schmalen, durch die Wiesen führenden Fußpfad hinunter. Bald löste Sumpfgras die gute Weide ab. Weißseidenschimmernde Blüten hingen an saftig dunkelgrünen Stengeln. Er hinkte zwischen ihnen hindurch dem Nauen zu. Manchmal quoll Wasser unter der Spur zusammen, die sein Fuß trat. Die Sonne schien und die weißen Berge leuchteten.

Das Messer lag im Nauen. Er kroch hinein, mühsam, wie immer. Dabei hatte er acht, ob niemand ihn beobachte, ob vor allem die Maurerstochter ihn nicht mehr sehe. Dann, ohne es zu wissen — das Messer hatte er zu sich gesteckt — blieb er im Nauen sitzen und ließ sich von der warmen Sonne anscheinen. Mitten am Tag. Mitten aus der Arbeit. Das seichte Wasser neben dem Boot zog seinen Blick an. Es war hier dunkelklar, dort an einigen Stellen von einer hellgrünen, sulzigen Schicht überzogen. Durch das helle Wasser sah man den graubraunen Grund. Er blickte hinab. Die Sonne auf seinem Rücken gab ihm ein wohliges Empfinden, schläferte ihn ein. Auf dem Wasser entstand ein feiner Strich, eine Mücke glitt über den Spiegel. Jetzt schaute ihn aus diesem etwas an. Ein Gesicht. Seltsam. Zug um Zug deutlich, wirklich. Eine weiße Stirn, ein ebensolches weiches Kinn, zarte und doch nicht hagere Wangen. Die feine Tafel der Stirn belebt von ebenmäßigen, schmalen, schwarzen Brauen. Der Mund war ungewöhnlich klein, ein wenig üppig. Die Lider der großen schwarzen Augen schienen nicht die Fähigkeit zu haben, sich ganz zu öffnen, so daß etwas halb Hochmütiges, halb Scheues in den Blick kam.

Er studierte jede Einzelheit des Antlitzes, ging jeder mit gespannten Sinnen nach; denn der Spiegel hielt still, und das Bild schien sich mit jeder Sekunde zu verschärfen. Jetzt fiel ihm die kleine Nase auf, die noch ein größeres Kunstwerk schien als der zierlich volle Mund, und jetzt mußte er denken, welch einen Rahmen das mattschwarze, feine Kraushaar zu den Zügen bilde. Er saß wie vor einem Wunder. Er hatte nie einen Menschen gesehen wie dieses Mädchen. Konnte das die Tochter des Tschusepp sein, des alten Säufers mit dem Kupfergesicht?

Bethli? Gewiß, sie war doch auch anmutig gewesen. Aber — diese — so etwas sah man vielleicht auf einem Bild in der Kirche, etwa an einer Engelsgestalt der italienischen Maler, von denen er gute Kopien in einigen Gotteshäusern und in seinen Büchern gesehen. Aber an einem lebendigen Menschen — Narrheit — das war alles nur in seinen erregten Sinnen. Das nächstemal, wenn er die Essenträgerin wiedersah, würde er sicher lachen müssen, daß — er sie so — —

Er riß ein Schilfrohr ab, das er mit der Hand erreichen konnte. Damit schlug er spielend ins Wasser. Der Sand quoll auf. Die Stelle wurde trübe. Das Bild war ausgelöscht.

Da riß er sich auf. Was für eine Narrheit, hier Zeit zu verschlemmen, wo man alle Hände voll zu tun hatte!

Schwerfällig, wie er eingestiegen, verließ er den Nauen und humpelte mit geschäftiger Eile heimzu. (Fortsetzung folgt.)

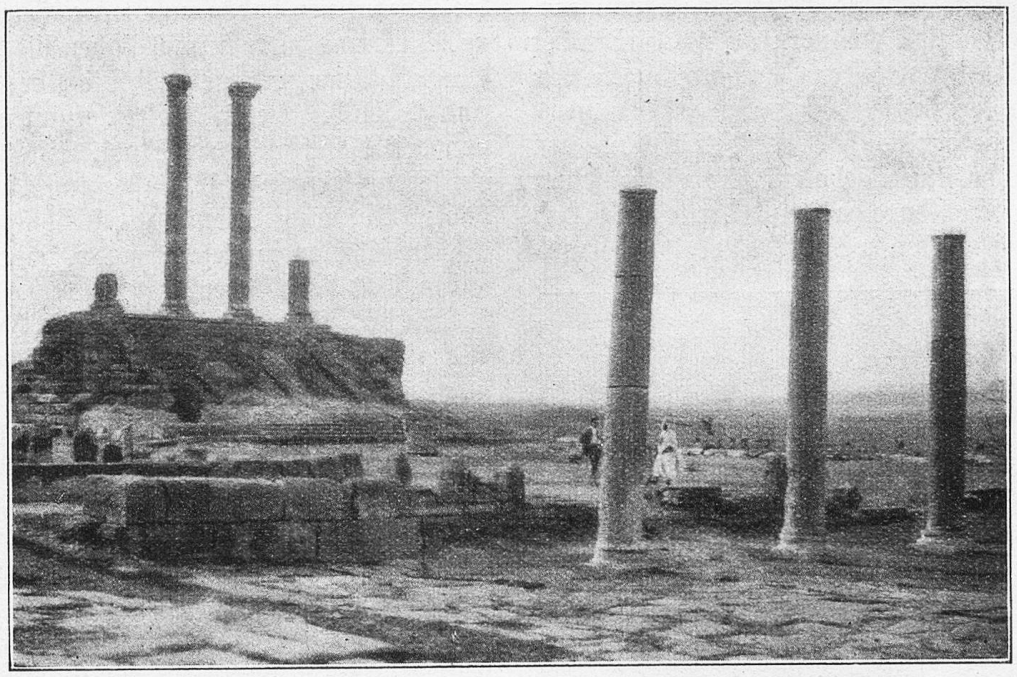
Frau Holle.

Schneeflocken wirbeln um und um,
Im Garten blüht die Weihnachtsblum,
Frau Holle fährt im Dorf herum —
Schnurre, Rädchen, schnurre!

Der Mond blickt aus dem Wolkengraus,
Weist ihr den Weg zu jedem Haus,
Daß sie die flinksten findet aus —
Schnurre, Rädchen, schnurre!

Bemerkt sie wo noch einen Schein,
Frau Holle hält und schaut hinein,
Die munter drehn, belohnt sie fein —
Schnurre, Rädchen, schnurre!

Martin Greif.



Timgad. Photo: Rob. Meier.

Aus meinem afrikanischen Skizzenbuch.

Timgad.

Von Ernst Eschmann.

Zu den köstlichsten Überraschungen, die das nördliche Afrika den europäischen Besuchern beschert, zählt die römische Ruinenstadt Timgad. Thamugadi hieß sie bei den Alten; als Gründung des römischen Kaisers Trajan ums Jahr 100 unserer Zeitrechnung legt sie Zeugnis ab von dem mächtigen Kolonisationswillen der großen Weltmacht. Die Soldaten der dritten Legion haben die meisten Bauten errichtet, Straßen haben sie gebaut, hohe Säulen haben sie aufgestellt, auf Nützlichkeit und Luxus waren sie bedacht und haben auch der Kunst ihr Feld geschaffen. Die Bürger mußten ihre Spiele haben. Das gut erhaltene Amphitheater bot Raum für über 3000 Zuschauer. Hier saß das Volk unterm klarblauen Himmel Afrikas und genoß die Erschütterungen, die ihnen die klassischen Tragödien eines Äschylos und Euripides bereiteten.

Ein Gang durch die große Ruinenstadt ist ein Blättern im Buche einer reichen Vergangenheit. Offen liegt es da, und jede Seite fesselt.